

Nur selten wird einem Werk zur Geschichte der USA in der deutschen Öffentlichkeit so viel Aufmerksamkeit zuteil wie Jill Lepores „Diese Wahrheiten“. Die Feuilletons der großen deutschen Zeitungen und die Kulturprogramme von Hörfunk und Fernsehen haben die große, mehr als 1100 Seiten umfassende Gesamtdarstellung, in der die Harvard-Historikerin die Geschichte Amerikas vom Beginn der europäischen Expansion bis in die unmittelbare Gegenwart erzählt, fast ausnahmslos als Meisterwerk gefeiert. Auch bei der deutschen Leserschaft kommt das Buch gut an, inzwischen hat es die dritte Auflage erreicht. Dies ist insofern bemerkenswert, weil sich die Verfasserin ausdrücklich dazu bekennt, sie habe ein „altmodisches Gemeinschaftskundebuch“ schreiben wollen, um ihren Landsleuten die „Ursprünge und Zwecke demokratischer Institutionen“ zu erklären (S. 18–19). Die Leitfrage des Buches lautet, ob das amerikanische Experiment der Selbstregierung des Volkes geglückt ist. Was haben die Amerikaner aus den in der Unabhängigkeitserklärung verkündeten „selbstverständlichen Wahrheiten“, also Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränität, im Verlaufe ihrer Geschichte gemacht (S. 12–15)? Lepore warnt ausdrücklich davor, Amerikas Wahrheiten zu patriotischen „Glaubensartikeln“ zu überhöhen oder sie, wie dies heute in der US-Geschichtsschreibung nicht selten anzutreffen ist, selbstgerecht an den Wertmaßstäben der Gegenwart zu messen (S. 19–20). Doch ist unübersehbar, dass auch die Verfasserin wenig Zweifel an ihrer universalen, überzeitlichen Geltung hegt.

Historiografisch betrachtet ist „Diese Wahrheiten“ eine eher konventionelle nationalhistorische Synthese, ja sogar erklärtermaßen „in erster Linie eine politische Geschichte“ (S. 19). Lepore distanziert sich jedoch sowohl vom traditionellen Narrativ, das die Geschichte der USA als den unaufhaltsamen Fortschritt von Freiheit und Demokratie feiert, als auch vom pessimistischen Geschichtsbild der Linken, das ausschließlich Defizite und Versagen konstatiert. Lepore betont die Widersprüche, aber auch die Potenziale der amerikanischen Wahrheiten. Eine Nation, die sich in ihrem Gründungsakt zu Gleichheit und Freiheit bekannte, sanktionierte gleichzeitig die Sklaverei, die erst durch einen blutigen Bürgerkrieg überwunden werden konnte. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts degradierte der institutionalisierte Rassismus Amerikanerinnen und Amerikaner nichtweißer Hautfarbe zu Bürgern zweiter Klas-

se. Und doch gaben und geben Amerikas Wahrheiten all denen eine Waffe in die Hand, die von ihren Segnungen ausgeschlossen waren und sind. Sklaven, Abolitionisten, schwarze Bürgerrechtler, Frauenrechtlerinnen, die Arbeiterbewegung, sexuelle Minderheiten – sie alle beriefen sich auf die Ideale der Nation und erfüllten sie mit Leben. Mit „Diese Wahrheiten“, daraus macht Lepore keinen Hehl, will die engagierte Intellektuelle zu einem neuen historischen Konsens beitragen, in dem sich alle Amerikanerinnen und Amerikaner wiederfinden, ohne dass der Streit über Amerikas Widersprüche jemals enden wird (S. 958f.). Ob ihre kritisch-patriotische Erzählung die tiefen Gräben, die Amerikas Konservative und Liberale trennen, überbrücken kann, wird man freilich bezweifeln müssen.

Fachhistoriker werden in Lepores Buch wenig grundlegend Neues finden und, je nach den eigenen Forschungsinteressen, sogar auffällige Lücken entdecken. Die Außenpolitik der USA und Amerikas Rolle in der Welt bleiben eher unterbelichtet. Die Vorgeschichte des Eintritts in den Ersten Weltkrieg wird nur kurz angedeutet, die des japanischen Überfalls auf Pearl Harbor bleibt gänzlich im Dunkeln. Dafür setzt die Journalistin Lepore einen Schwerpunkt in der Mediengeschichte, die ansonsten oft zu kurz kommt. Sie beklagt die Trivialisierung der amerikanischen politischen Kultur durch die Mainstream-Medien und sieht das Internet als eine Polarisierungsmaschine, die den Qualitätsjournalismus zerstört und das Ideal einer deliberativen Demokratie durch regellosen Hyperindividualismus abgelöst hat (S. 891–900). Und immer wieder erinnert Lepore ihre staatskeptischen Landsleute daran, wie sehr *big government* als Wohlfahrts- wie als Sicherheitsstaat die amerikanische Geschichte und das Leben und Wohlergehen der Bürger geprägt hat. Akribisch zeichnet sie nach, wie Lobbyisten und Marktideologen jahrzehntelang die Einführung einer allgemeinen Krankenversicherung torpedierten, indem sie das Gespenst des Sozialismus an die Wand malten.

Die Qualität des Buches liegt nicht darin, dass es eine grundlegend neue Interpretation der amerikanischen Geschichte böte, sondern in der Brillanz der Darstellung. Jill Lepore, eine langjährige Autorin des „New Yorker“, schreibt in einer kraftvollen, bildhaften Sprache, mit feiner Ironie und sicherem Gespür für die treffende Pointe, das überraschende Detail und das wohlgesetzte Zitat. Ihrem Anspruch, den handelnden und leidenden Menschen Gesicht und Stimme zu geben, wird die Autorin auf beeindruckende Weise gerecht. Selbst wenn die Übersetzung die Eleganz des Originals nicht immer abbilden kann, ist das Buch daher auch für deutsche Leser ein Vergnügen.